

Freya Klier

Wir letzten Kinder Ostpreußens

Zeugen einer vergessenen Generation



FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6843



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

Titel der Originalausgabe:

Wir letzten Kinder Ostpreußens

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014

ISBN 978-3-451-30704-1

Um ein Nachwort erweiterte Taschenbuchausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Designbüro Gestaltungssaal

Umschlagmotiv: © dpa Picture-Alliance

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06843-0

Inhalt

Die Störche ziehen <i>Sommer 1944</i>	7
Der Feuersturm <i>Herbst 1944</i>	33
Die große Winterschlacht <i>1945</i>	57
Sie sind da <i>1945</i>	88
Frau, komm! <i>1945</i>	114
Kriegsende. Aber nicht für Ostpreußen <i>1945</i>	136
Stilles Sterben <i>1946</i>	174
Spezialisten müssen noch bleiben! <i>1947</i>	206

Die letzten Kinder Ostpreußens <i>1948</i>	236
In einer anderen Welt <i>1949</i>	276
Aufbruchsfieber in der Ostzone <i>Die 1950er-Jahre</i>	302
Hippies gegen Faltenrock-Ordnung <i>1960er-Jahre</i>	344
Königsberg von sehr weit oben <i>1970/80er-Jahre</i>	370
Sehnsuchts Touristen <i>1990er-Jahre</i>	400
Hoffen auf Immanuel Kant <i>21. Jahrhundert</i>	416
Dank	443
Literatur	444
Nachweise	447
Nachwort	449

Die Störche ziehen

Sommer 1944

„Noch einmal, ehe die Kriegswalze darüber hinwegging, entfaltete sich meine ostpreußische Heimat in ihrer ganzen rätselvollen Pracht. Wer die letzten Monate mit offenen Sinnen erlebte, dem schien es, als sei noch nie vorher das Licht so stark, der Himmel so hoch, die Ferne so mächtig gewesen. Und all das Ungreifbare, das aus der Landschaft heraus die Seele zum Schwingen bringt, nahm in einer Weise Gestalt an, wie es nur in der Abschiedsstunde Ereignis zu werden vermag ...“

Mit diesen berührenden Worten erinnert der Arzt Hans Graf von Lehndorff in seinem *Ostpreußischen Tagebuch* an jene Wochen im Sommer 1944, die der Katastrophe unmittelbar vorausgehen. Er beschreibt die Unruhe der Bewohner im östlichsten Teil der Provinz.

Bis vor kurzem noch galten die Gebiete jenseits von Oder und Neiße als die sichersten in Deutschland: Sie waren Aufmarsch- und Durchzugsgebiet der Wehrmacht – die Schlachten fanden woanders statt. Nach Ostpreußen kamen die Evakuierten, wenn im Ruhrgebiet, in Hamburg oder Berlin die Bomben fielen ...

Über die Gebiete Europas, die jenseits der Grenze von Ostpreußen liegen, ist die Katastrophe längst schon hereingebrochen. Sie kam zunächst über Polen, das im September

1939 mit Hitlers Vorgabe „Härte gegen alle Erwägungen des Mitleids“ überfallen wurde. Polen ist inzwischen zer schlagen, die polnische Intelligenz durch Himmlers Truppen weitgehend „ausgerottet“. Und wurde die Beute zunächst mit Stalin, dem bolschewistischen Erzfeind, geteilt, so ist die Sowjetunion seit 1941 nun selbst Aufmarschgebiet von drei Millionen Soldaten der Wehrmacht, von Polizeieinheiten und Verbänden der Waffen-SS.

Was sich im Osten neben den Jubelmeldungen im Volksempfänger tatsächlich abspielt, wissen allein die Soldaten der Wehrmacht, Himmlers SS- und Polizeieinheiten, wissen die im Generalgouvernement und später in Weißrussland eingesetzten deutschen Zivilinstanzen, die Akteure in den Vernichtungslagern, Eisenbahner, die Fahrpläne Richtung Osten zusammenstellten ...

Längst sind das Baltikum, Weißrussland und die Ukraine durchkämmt – sind Juden, „Zigeuner“ und eine Vielzahl „slawischer Untermenschen“ zwischen Ostsee und Karpaten vernichtet. Oft fanden die Mordorgien mit Hilfe von Freiwilligenverbänden aus den besetzten Gebieten statt.

Haben die Zivilisten Ostpreußens, auf die nun die Rote Armee zuwalzt, eine Ahnung davon, was die Menschen im Osten seit Jahren erleiden müssen? Haben sie eine Vorstellung davon, in welchem Tempo beispielsweise im September 1941 in der Schlucht von Babi Jar 34 000 Juden aus Kiew ermordet wurden?

Den Massenerschießungen im Baltikum, in Weißrussland und Teilen der Ukraine, an denen sich auch Einheiten der Wehrmacht beteiligten, fielen in den ersten Monaten nach dem Überfall rund eine halbe Million Menschen zum Opfer ...

Was wissen die Bewohner Ostpreußens von Leningrad,

der zweitgrößten Stadt Russlands, die erst im Januar dieses Jahres endgültig befreit werden konnte?

Die Überlebenden von Leningrad sind schwer traumatisiert.

Im ersten, eisigen Winter 1941/42 ließ die Heeresgruppe Nord der Deutschen Wehrmacht, welche die Großstadt umzingelt hatte, zweieinhalb Millionen Menschen – darunter etwa 400 000 Kinder – ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Licht, ohne Strom, ohne Heizung und ohne Kanalisation. Leningrad lag über Monate dunkel und kalt wie die Tundra. Das häufigste Geräusch in dieser Zeit waren die Kufen von Kinderschlitzen, auf denen steif gefrorene Tote auf die Zufahrten zu den Friedhöfen gebracht wurden. An die Friedhöfe selbst kam man schon bald nicht mehr heran, weil Leichenberge die Wege versperrten ...

Bereits im ersten Jahr der Blockade starben in Leningrad, dem früheren St. Petersburg, schätzungsweise 470 000 Frauen, Kinder und Männer. Sie starben durch Hunger und Kälte, durch Bombardements und Artilleriebeschuss. Bis Ende des Jahres 1941 warf die deutsche Luftwaffe fast 70 000 Brand- und Sprengbomben über der Stadt an der Newa ab, wobei gezielt Kindergärten, Schulen, Betriebe und Straßenbahnhaltestellen bombardiert wurden, um die Bevölkerung zu demoralisieren. Als Leningrad im Januar 1944 durch die Rote Armee befreit wurde, hatte Hitlers Luftwaffe mehr als 100 000 Brandbomben über der Stadt ausgeklinkt ...

Keine Grausamkeit lässt sich durch eine vorher begangene rechtfertigen. Doch weisen die Grausamkeiten von Eroberern auch im 20. Jahrhundert noch beträchtliche Ähnlichkeiten auf. So hat das bevorstehende Aushungern

der ostpreußischen Bevölkerung durch die Sowjets seinen Vorlauf unter anderem in Leningrad – als nationalsozialistische Strategie im „Generalplan Ost“, in der das Verhungern von etwa dreißig Millionen „Untermenschen“ von vornherein eingeplant war.

Nicht nur Menschen, auch unwiederbringliches Kulturgut wurde vernichtet: So löschte ein Bombenangriff auf die Eremitage im Jahr 1942 die gesamte jüdische Stammesgeschichte der über die Welt verbreiteten Schapiro-Sippe aus, die sich zurückverfolgen ließ bis zu Kalam, dem Goldschmied des Königs Salomon. Hunderte von Dokumenten auf Pergament und Papier, von Zeugnissen und Notizen, Tagebüchern, Urkunden, Urteilen, Gnadengesuchen und Eigentumsbescheinigungen, Enteignungsbefehlen, Freibriefen, Geburts- und Einbürgerungsurkunden, Schenkungs- und Ehrenurkunden, Ehe- und Pachtverträgen, Sterbeurkunden, Begräbnisbescheinigungen, kleinen Gegenständen, Familienbildern, Zeichnungen und Porträts aus vielen Ländern und allen Zeiten wurden in einer einzigen Nacht zerstört.

Mögen die Schätze der meisten Überlebenden wesentlich bescheidener gewesen sein – ihr Verlust schmerzt nicht weniger.

Nichts von all diesem Grauen ahnen Bauer Possienke und seine Frau – sie haben keinen Sohn, der auf Heimaturlaub hätte einiges andeuten können, der gefallen oder vermisst ist oder sich jetzt im Zug ausgemergelter Gestalten in russische Gefangenschaft schleppt. Bauer Possienke und seine Frau haben drei kleine Mädchen – vier, sechs und acht Jahre alt. Sie bewirtschaften einen größeren Bauernhof – mit etwa vierzig Kühen, mit Pferden, Schweinen und

Gänsen, die zwischen den Kindern über den Hof schnattern.

Der Bauernhof der Familie liegt in Schuditten, einem sehr kleinen Dorf, in dem es weder eine Schule noch eine Kirche gibt. Schuditten ist ein altes Dorf, noch aus der Pruzzenzeit stammend. Und dass Familie Possienke sich von der Roten Armee nicht sonderlich bedroht fühlt, liegt daran, dass die russisch-litauische Grenze hier scheinbar weit weg ist: Schuditten befindet sich dreißig Kilometer westlich von Königsberg. Ebenfalls nur dreißig Kilometer sind es bis Pillau; die Küste ist also nicht weit, die Samland-Bahn passiert direkt das Dorf.

Brigittes Vater ist nicht nur Landwirt, sondern auch Bürgermeister der etwa 400 Seelen, die Schuditten bewohnen. Er fühlt deutsch-national wie fast alle Bauern des Dorfes, doch für Politik fehlen ihm aufgrund seines großen Hofes Zeit und Interesse – um dieses Thema kümmert sich der Ortsbauernführer.

Die vierjährige Brigitte, das jüngste der drei Mädchen, wird sich später dunkel daran erinnern, hier 1944 – noch fernab allen Kriegsgeschehens – eine glückliche Zeit erlebt zu haben: Gerade waren Onkel und Tanten zu Besuch. Und wie immer gab es unter den Kindern die üblichen Geschwister-Reibereien, wollten doch die beiden größeren Mädchen mal wieder nicht mit ihr spielen, weil sie noch nicht richtig mithalten konnte ...

Es geht im Sommer 1944 auf dem Hof von Possienkes zu wie in vielen anderen Familien auch – Familien, die keinen Sohn im Krieg haben, um den sie bangen müssen, oder die aus rassistischen bzw. politischen Gründen verfolgt werden.

Seit dem 22. Juni 1944 befindet sich die Rote Armee in einer Großoffensive, die bereits dramatisch die Situation verändert hat: Die zahlenmäßig weit überlegenen sowjetischen Truppen – seit 1943 verstärkt durch polnische Divisionen – fügen der Wehrmacht immer empfindlichere Verluste zu und rücken bis an den östlichen Saum Deutschlands vor. Verließ die Frontlinie zunächst quer durch Polen und dicht an der Grenze zu Ostpreußen entlang, so erreicht die 5. Sowjetische Armee zwei Monate später, am 17. August 1944, die ostpreußische Grenze.

Der Krieg wird damit für die Zivilbevölkerung Ostpreußens zur bitteren Realität. Seit Juli werden die Bewohner des Memellandes evakuiert. Die Straßen östlich von Königsberg füllen sich außerdem mit Flüchtlingen aus Litauen. Durch die erntereifen Felder streift immer mehr herrenloses Vieh ...

Die Unruhe unter denen, die sich noch nicht auf den Weg gemacht haben, nimmt von Tag zu Tag zu: Bleiben oder Gehen? Niemand darf es wagen, seine Befürchtungen offen zu äußern. So starren die Menschen zum Himmel, an dem die Störche bereits ihre Kreise ziehen, und fragen sich: „Ihr zieht jetzt fort – und wir? Was soll aus unserem Land werden?“

Der elfjährige Günter Kropp, 1933 in Stallupönen geboren, kann die Bedrohung noch nicht so recht nachvollziehen. Er wächst auf einem Bauernhof in der Nähe von Rauschendorf auf, im tiefen ostpreußischen Land. Stallupönen liegt an der Bahnstrecke Königsberg-Insterburg-Gumbinnen-Eydtkuhnen und somit ziemlich dicht an der nur siebzehn Kilometer entfernten litauischen Grenze, hinter der sich derzeit die Truppen der Roten Armee mas-

siv zusammenziehen. Seine Eltern und Großeltern sind beunruhigt – auch sie bewegt die schwerwiegende Frage des „Bleiben oder Gehen“ ... Intensiv denken sie über eine mögliche Flucht nach, doch wie soll das gehen? Kropps haben sechs Milchkühe, Günters Vater hat sich auf Milchlieferung spezialisiert. Da sind pro Tag etwa sieben 20-Liter-Kannen zu melken. Auch in diesem Sommer 1944 wird die Milch täglich von den verschiedenen Dörfern abgeholt ...

Günter ist ein hoch aufgeschossener Junge, der sehr langsam spricht und ausgesprochen gutmütig ist. Sein kleiner Bruder ist drei Jahre alt. „Es soll ein großer Aufmarsch feindlicher Soldaten hinter der siebzehn Kilometer entfernten Grenze stattfinden“, versucht er, dem kleinen Bruder zu erklären, aber es stellt sich dabei kein Gefühl von Angst ein – Günter kennt keine Bedrohung. Der Hof liegt einen Kilometer vom nächsten Dorf entfernt und ist komplett umrundet von den eigenen Feldern.

Auf dem Hof wohnen drei Generationen friedlich zusammen. Das Leben hier verlief bisher konfliktarm. Es kam öfter mal Besuch auf den abgelegenen Hof, was immer eine gute Abwechslung war. Und als einmal eine Cousine der Mutter aus dem Ruhrgebiet eintraf, war das ein ganz besonderes Ereignis.

Im Winter wiederum musste Familie Kropp immer zusehen, den Kontakt zum Dorf nicht zu verlieren:

„Der Schnee war ja manchmal einen dreiviertel Meter hoch, das musste man sich auf dem abgelegenen Bauernhof freischaufeln. Manchmal waren die Schneewehen noch höher.

Wir hatten Pferde, auch Hühner, Schweine und Kühe und natürlich Hunde und Katzen. Im Kuhstall gab es eine Pumpe.

Und Vater hat im Kuhstall eine Tränke bauen lassen, wodurch die Kühe auch im Winter so viel saufen konnten, wie sie wollten. Die Pferde wurden getränkt, die Schweine bekamen Gerstenschrot, Haferschrot und Kleie.“

Gut kamen Kropps bisher mit dem anstrengenden Alltag auf dem Land zurecht, mit dem harten, trockenen Winter und dem meist heißen Sommer:

„Nur einen Steinwurf von uns entfernt waren die Trakehner, die berühmte Pferdezucht. Die Tiere blieben kräftig und leistungsfähig bei diesem ostpreußischen Klima. So waren wir Menschen auch.“

Die Bauernfamilie baut seit Generationen an, was sie für sich selbst und die Tiere braucht. Hinzugekauft werden müssen lediglich Zucker, Salz und Textilien. Ansonsten sind Kropps komplette Selbstversorger und so eine Art Vorläufer der Bio-Bauern:

„Wir hatten Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Rüben. Kartoffeln bauten wir an, das war unsere Hauptnahrung. Nudeln haben wir selbst gemacht, mit Weizenmehl, Eiern und Milch. Da habe ich als Kind mitgeholfen: Der Teig wurde ausgerollt und dann in Streifen geschnitten, quer und längs – das waren die Nudeln.

Was wir sonst gegessen haben? Morgens gab es Brot und Marmelade, manchmal auch Honig. Wenn geschlachtet wurde, gab es frische Leberwurst, ansonsten eingeweckte. Blutwurst gab es, Lungenwurst, Dauerwurst – die hielt bis zum nächsten Schlachten vor Weihnachten.

In der Woche gab es mittags Graupensuppe, Mehlsuppe

oder Kohlsuppe – Süßkohl und auch Sauerkohl. Warme Knacker manchmal dazu. Auf jeden Fall kamen wir gut übers Jahr ...

Ich erinnere mich noch ganz genau: Am Sonntag gab es den Sonntagsbraten und davor Nudelsuppe. Danach Kartoffeln, Sahnesoße und manchmal Hähnchenfleisch. Nein, gehungert hat bei uns auf dem Hof wirklich niemand.

Geschlachtet haben wir ein Schwein jeweils kurz vor Weihnachten. In der Erntezeit wurde auch mal ein Kalb geschlachtet – das war ja die Zeit, in der wir Leute zur Unterstützung brauchten. Bei der Kartoffelernte zum Beispiel. Danach auch zum Rübenhacken ...

Es gab ja damals noch keine Tiefkühltruhen, so wurde alles eingeweckt. Oder geräuchert – Bauchspeck und Wurst. Wir hatten eine Räucherammer, die hatte Vater gebaut. Und die war groß, darin lagerten wir im Sommer auch die Schinken in Leinensäcken.

Vater verkaufte auf dem Markt in Stallupönen zusätzlich Äpfel, Kartoffeln, Butter und Eier ...“

Kropps sind evangelisch, so ging es sonntags bisher immer in die Kirche. Die liegt in Stallupönen zwischen zwei Märkten – dem Ferkelmarkt und dem Adolf-Hitler-Markt. Letzterer ist der Platz, auf dem die großen Aufmärsche stattfinden. Und ein Jahrmarkt mit Karussell, Losbuden und dem jährlichen Auftritt der Hochseil-Artisten mit ihren langen Querstangen. Es sind die „Trabers“, die Günter Jahre später in Berlin-Spandau wieder erleben wird:

„Das war beeindruckend, nicht nur für Kinder. Die Artisten suchten auf dem Jahrmarkt immer Freiwillige, die sich hinübertragen ließen. Keine Ahnung, ob die bestellt waren oder

wirklich freiwillig. Es gab aber sicher auch Mutige, die gesehen hatten, dass die Getragenen auf der anderen Seite unversehrt angekommen waren, und die nun eben ihren Mut beweisen wollten, vielleicht vor ihrer Freundin ...“

Soweit die ostpreußische Idylle aus der Rückschau eines damals Elfjährigen. Irritierend für Familie Kropp war bisher lediglich das Jahr 1938, als plötzlich etliche Ortsnamen ausgetauscht werden mussten:

„Wir wohnten ja nur siebzehn Kilometer von der litauischen Grenze entfernt. Und da wurden plötzlich 1938 unsere litauisch und polnisch klingenden Namen eingedeutscht. Das war völlig blöde. Pillkallen zum Beispiel wurde in Schloßberg umbenannt ...“

Doch dieser Sommer 1944 ist noch irritierender für Günter. Er sollte eigentlich noch in die „Pimpfe“ aufgenommen werden:

„Ich bekam aber keine Einladung mehr, solche Aufnahmen fanden nun wahrscheinlich gar nicht mehr statt. Im Frühjahr 44 waren in unserem Gehöft noch Kinder aus Berlin einquartiert worden – die hatte man verschickt wegen der Bombenangriffe auf Berlin. Inzwischen waren die aber schon wieder zurück, und Schule fand nur noch ganz unregelmäßig statt.

Die Berliner Kinder waren übrigens anders drauf als wir ostpreußischen Landeier: Sie kamen immer in Uniform in die Schule, die Jungs, die Mädchen hatten auch ihre BDM-Schlipse um und solche Trachtenjacken ...“

Hat Familie Kropp Angst vor den Russen? Irgendwie schon, doch Günters Großvater erinnert sich auch an Positives. Er ist Mitte fünfzig und arbeitete im letzten Jahr vorübergehend im Torfbruch. Dort hatte er Feindkontakt, wie sich Günter erinnert:

„Das war so eine spezielle Aktion in unserer Gegend, die ging vom Mai bis Juni. Der Torfbruch hieß Sonnenmoor, aber wir Kinder haben dazu immer Teufelsmoor gesagt. Dort wurde der Torf gestochen, und jeder Hof hatte so eine Parzelle, für die man etwas bezahlen musste. Denn das war gutes Heizmaterial.

Es gab dort zwei Pressen und zwei Motoren. Einen Motor bediente ein junges Mädchen, und Großvater bediente den anderen. Und mitarbeiten beim Torfstechen mussten auch etwa acht Russen.

Das waren russische Kriegsgefangene, noch in Uniform. Und die wurden sehr schlecht ernährt. Die hatten immer Hunger. In Schach gehalten wurden sie von einem Wachmann mit Gewehr.

Doch sie mussten ja auch mal austreten, so wie alle Menschen. Dann gingen sie in die Büsche, um ihre Notdurft zu verrichten. Das war ein bisschen abseits. Großvater hat das beobachtet.

Wir hatten zuhause Landbrot, das war vierzig Zentimeter breit. Ich weiß nicht, wie viele Stullen mein Großvater normalerweise mit in den Torfbruch genommen hat. Aber als er das wahrgenommen hat, was die Kriegsgefangenen für einen Hunger hatten – die haben Gras gegessen, Sauerampfer sowieso, alles, was sie für essbar hielten –, dann hat er von nun an zuhause ein paar Stullen mehr in den Rucksack gepackt.

Vater kam einmal dazu, als er so eine große Ladung Brot einpackte, und sagte zu seinem Schwiegervater: ‚Fritz, was ist denn los – bleibst du vierzehn Tage weg oder was?‘

‚Nee‘, sagte mein Großvater. ‚Die armen russischen Jungs haben so einen Hunger ...‘

‚Dann sei mal vorsichtig, dass sie dich nicht erwischen‘, warnte Vater ihn. Denn da war ja nicht nur der jeweilige Aufseher – auch der Landrat kam manchmal raus in den Torfbruch oder irgendwelche anderen Leute.

Mein Großvater meinte daraufhin: ‚Wenn die mal austreten gehen, schicke ich jemanden hin zu ihnen, der ihnen dann schnell heimlich zwei halbe Stullen Brot gibt. Ich habe ja im Weltkrieg gegen die Russen gekämpft, ich versteh sie schon ein bisschen und sie mich auch.‘

Das Ganze kam aber dann doch raus. Und von da an hatten sie meinen Großvater auf dem Kieker ... Es war eine Zeit der Denunziation, man konnte jederzeit an die Front abkommandiert werden. Oder Schlimmeres ...

In Trakehnen war mein Großvater zunächst Pferdepfleger gewesen. Dann hatte er sich selbständig gemacht mit einem kleinen Hof an der litauischen Grenze: Da lief eine ganze Menge mit Schmuggel und so, da war mein Großvater nun mitten drin: Er fuhr zum Beispiel mit einem Pferd im Gespann rüber nach Litauen und kam mit zweien wieder zurück. Das eine hat er dann privat verkauft, und so wurde der Zoll umgangen ...

Das Ganze wurde ihm dann aber zu heiß und er verkaufte das Grenzgehöft wieder – und kaufte stattdessen den Hof, auf dem ich nun aufwuchs.

Also, bis 1944 war ich dort glücklich ...“